



Sharpe's

TEUFEL

BERNARD
CORNWELL

»Habe ich?«, forderte Sharpe den Rotrock heraus, und er fragte sich, welcher der Diener des Kaisers wohl der Spion war.

»Sir Hudson Lowe würde es sehr zu schätzen wissen, wenn Sie ihm gestatten würden, dieses Geschenk zu sehen.« Hinter dem Major stand eine ganze Reihe von Rotröcken.

Sharpe holte das Medaillon aus der Tasche, drückte den Knopf, und es klappte auf. Dann zeigte er dem Major die Haarlocke. »Übermitteln Sie Sir Hudson Lowe bitte meine besten Grüße, und sagen Sie ihm, dass sein Hund, seine Frau oder sein Barbier ihm das gleiche Geschenk machen können.«

Der Major ließ seinen Blick über die spanischen Offiziere wandern, die ihn der Reihe nach anfunkteten. Ihr Unmut gründete schlicht auf der Tatsache, dass der Major ihren Aufbruch verzögerte. Sie sehnten sich nach den Bequemlichkeiten an Bord der *Espiritu Santo*, doch der groß gewachsene Offizier deutete ihre Feindseligkeit auf eine Art, die ohne Weiteres zu einem diplomatischen Zwischenfall hätte führen können.

»Und ansonsten hat der General Ihnen keine Geschenke mitgegeben?«, fragte der Major Sharpe.

»Nein«, log Sharpe. In der Tasche hatte er ein kleines gerahmtes Porträt von Bonaparte, das der Kaiser für seinen Bewunderer signiert hatte. Der Mann hieß Lieutenant Colonel Charles, und soweit es Sharpe betraf, ging das Sir Hudson Lowe nichts an.

Der Major verneigte sich vor Sharpe. »Wenn Sie das sagen, Sir.«

»Ja, das sage ich, Major.«

Es war klar, dass der Major Sharpe nicht glaubte, aber er konnte nichts dagegen tun. Steif trat er einen Schritt zurück. »Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Tag, Sir.«

Bei Tagesanbruch am nächsten Tag lichtete die *Espiritu Santo* den Anker und machte sich auf den Weg in Richtung Süden. Gegen Mittag war die Insel Sankt Helena mit ihrem Ring aus Kriegsschiffen schon weit entfernt – wie auch der Kaiser, der dort an seinen Felsen gekettet war.

Und Sharpe segelte mit Napoleons Geschenk in einen fernen Krieg.

TEIL I
BAUTISTA

KAPITEL 1

Generalkapitän Blas Vivars Frau, die Gräfin von Mouromorto, war in England geboren und aufgewachsen, doch Sharpe hatte Miss Louisa Parker kennengelernt, als sie zusammen mit Tausenden anderen Flüchtlingen im Jahr 1809 vor den einmarschierenden Franzosen aus Nordspanien geflohen war. Die Parkers waren so entrückt von dem Chaos gewesen, das den gesamten Kontinent erfasst hatte, dass sie lediglich um ihre verlorenen, protestantischen Bibeln trauerten, mit denen sie gehofft hatten, das papistische Spanien zu missionieren. Irgendwie hatte Louisa Parker dann inmitten all des Chaos Don Blas Vivar kennengelernt, der später in jenem Jahr zum Grafen von Mouromorto erhoben worden war. Miss Parker war inzwischen zum papistischen Glauben übergetreten, und kurz darauf hatte sie Blas Vivar geheiratet. Sharpe sah keinen von beiden wieder, bis Doña Louisa Vivar, die Gräfin von Mouromorto, im Spätsommer 1819 unangekündigt in dem kleinen normannischen Dorf erschienen war, wo Sharpe seinen Hof hatte.

Zuerst erkannte Sharpe die große und ganz in Schwarz gekleidete Frau nicht, deren Kutsche umrahmt von Reitern durch den zerfallenden Torbogen des Châteaus fuhr. Er nahm an, die prachtvolle Kutsche gehöre einem reichen Menschen, der durch die Normandie reiste und sich auf den verschlungenen Pfaden verirrt hatte und jetzt schlicht nach dem größten Hof im Dorf gesucht hatte, um dort nach dem Weg zu fragen und vermutlich auch ein paar Erfrischungen zu erhalten.

Sharpe setzte eine säuerliche Miene auf und bereitete sich darauf vor, die Besucher abzuweisen und zum Gasthof in Seleglise zu schicken, doch dann stieg eine würdevolle Frau aus der Kutsche und hob den Schleier vom Gesicht.

»Mister Sharpe?«, sagte sie nach ein paar peinlichen Sekunden, und plötzlich erkannte Sharpe sie, doch selbst da fiel es ihm noch schwer, diese reservierte und würdevolle Frau mit dem abenteuerlustigen englischen Mädchen in Einklang zu bringen, das aus einer Laune heraus sowohl ihre protestantische Religion als auch ihre Familie aufgegeben hatte, um Don Blas Vivar zu heiraten, den Grafen von Mouromorto, einen frommen Katholiken und Soldaten Spaniens.

Und der, so informierte Doña Louisa Sharpe nun, war verschwunden. Blas Vivar war einfach weg.

Überwältigt von der unerwarteten Information und Louisas Ankunft riss Sharpe die Augen auf wie ein Dorftrottel. Lucille bestand darauf, dass Doña Louisa zum Abendessen bleiben solle und somit auch über Nacht, und Sharpe wurde geschickt, alles entsprechend vorzubereiten. Sie hatten jedoch keinen Platz im Stall für Doña Louisas wertvolle Kutschpferde. Also befahl Sharpe einem Stallburschen, die Ackergäule auf die Weide zu bringen.

Lucille kümmerte sich derweil um Betten für Doña Louisa und ihre Zofen und Teppiche für Doña Louisas Kutscher. Gepäck musste von der lackierten Kutsche geholt

und nach oben getragen werden, wo die beiden Mägde des Châteaux die Betten frisch bezogen. Wein wurde aus dem feuchten Keller geholt, und ein guter Käse, den Lucille ansonsten auf dem Markt in Caen verkauft hätte, wurde aus seiner Nesselblatthülle genommen und für das Abendessen verarbeitet.

Dieses Abendessen würde jedoch nicht viel anders sein als die Mahlzeiten der anderen Bauern hier in der Gegend, denn das Château war nur dem Namen nach etwas Besonderes. Einst war das Gebäude der befestigte Landsitz eines Edelmanns gewesen, doch jetzt war es nur noch ein überwucherter Bauernhof mit einem Wassergraben.

Doña Louisa, die den Kopf viel zu voll hatte, als dass sie die Hektik bemerkt hätte, die ihre Ankunft provoziert hatte, erklärte Sharpe den Grund ihres unerwarteten Besuchs.

»Ich war in England und habe bei den Horse Guards darauf bestanden, dass man mir sagt, wo ich dich finden kann. Bitte, entschuldige, dass ich einfach so unangekündigt gekommen bin, aber ich brauche Hilfe.« Sie klang entschlossen wie eine Frau, die es gewohnt war, dass man ihre Wünsche sofort erfüllte.

Nichtsdestotrotz musste sie warten, während man ihr Sharpes Kinder vorstellte. Patrick war fünf, und er verneigte sich steif vor der Lady, während Dominique, Sharpes dreijährige Tochter, mehr an den kleinen Enten interessiert war, die im Wassergraben schwammen. »Dominique sieht aus wie deine Frau«, bemerkte Louisa.

Sharpe grunzte nur, denn er hatte keine Lust, Louisa zu erklären, dass er und Lucille gar nicht verheiratet waren. Tatsächlich hatte er sogar noch ein Biest von einer Frau in London, doch er konnte sich die Scheidung nicht leisten, und die Hexe besaß nicht den Anstand, endlich zu sterben. Und auch Lucille, die sich schließlich zu Sharpe und ihrem Gast im Hof gesellte, machte sich nicht die Mühe, Louisas Fehler zu korrigieren, denn Lucille behauptete stets, lieber als Madame Richard Sharpe angeredet zu werden, als ihren alten Titel zu hören.

Doch sehr zu Lucilles Belustigung stellte Sharpe sie Louisa als die Vicomtesse de Seleglise vor, und die Gräfin von Mouromorto zeigte sich sichtlich beeindruckt davon. Aber wie immer wertete Lucille den Titel ab, indem sie sagte, diesen Unsinn habe man in der Revolution natürlich abgeschafft. Außerdem könne jeder, der irgendwie mit einer der alten französischen Familien verbunden sei, einen Titel aus dem Hut zaubern.

»Die Hälfte aller Ackerbauern in Frankreich sind Viscounts«, erklärte die Vicomtesse de Seleglise, obwohl das natürlich nicht stimmte. Dann erkundigte sie sich höflich, ob die Gräfin von Mouromorto Kinder habe.

»Ja. Drei«, antwortete Louisa und erzählte, dass zwei weitere Kinder schon kurz nach der Geburt gestorben seien. Sharpe, der annahm, dass sich die beiden Frauen nun dem schier unendlichen, langweiligen Frauengespräch über ihre jeweiligen Kinder ergeben würden, richtete sich auf eine einschläfernde Unterhaltung ein, doch überraschenderweise schob Louisa das Thema Kinder rasch beiseite. Sie wollte nur über ihren vermissten Ehemann reden.

»Er ist irgendwo in Chile«, sagte sie.

Sharpe musste ein paar Sekunden nachdenken, bis er Chile einordnen konnte. Dann erinnerte er sich an die paar Informationsfetzen, die er darüber in dem Gasthof neben der Abtei von Caen in der Zeitung gelesen hatte.

»In Chile tobt doch ein Unabhängigkeitskrieg, nicht wahr?«

»Eine Rebellion!«, korrigierte Louisa ihn in scharfem Ton. Ihr Mann, fuhr sie fort, sei ausgesandt worden, um diesen Aufstand niederzuschlagen. Als Don Blas Chile erreicht hatte, hatte er eine demoralisierte spanische Armee vorgefunden, ein geschlagenes Schiffsgeschwader und eine Staatskasse, die von korrupten Staatsdienern geplündert worden war. Doch nach nur sechs Monaten war er voller Hoffnung gewesen und hatte Louisa sogar versprochen, dass sie und die Kinder schon bald zu ihm in die Zitadelle von Valdivia kommen könnten, den offiziellen Sitz des Generalkapitäns von Chile.

»Ich dachte, Santiago sei die Hauptstadt von Chile«, bemerkte Lucille freundlich, die sich gerade ein wenig Näharbeit aus dem Haus geholt hatte.

»Das war sie auch«, gab Louisa widerwillig zu und fügte dann entrüstet hinzu: »Bis die Rebellen sie erobert haben. Jetzt nennen sie Santiago die Hauptstadt der Republik Chile. Als könne es so etwas überhaupt geben!« Und Louisa behauptete, es wäre gar nicht erst so weit gekommen, wenn man Don Blas die Chance gegeben hätte, das zu verhindern. Er hätte die drohende Niederlage in einen Sieg der Royalisten verwandelt. Und tatsächlich hatte er auch eine Reihe von kleinen Siegen über die Rebellen errungen.

Das sei zwar nichts, womit man prahlen könne, hatte er seiner Frau geschrieben, aber es waren die ersten Siege in vielen Jahren gewesen, und das hatte gereicht, um seine Soldaten davon zu überzeugen, dass die Rebellen keine unbesiegbaren Monster waren.

Dann, plötzlich, waren keine Briefe mehr von Don Blas gekommen, sondern nur noch eine offizielle Depesche, in der es geheißen hatte, Seine Exzellenz Don Blas, Graf von Mouromorto und Generalkapitän der spanischen Streitkräfte im Dominion Seiner Majestät in Chile, werde vermisst.

Don Blas, sagte Louisa, sei in die Hafenstadt Puerto Crucero gereist, die südlichste Garnison in Chile, um dort die Festungsanlagen zu inspizieren. Er wurde von einer Kavallerie-Eskorte begleitet und war irgendwo nördlich von Puerto Crucero in einen Hinterhalt geraten, in einem Gebiet mit steilen Hügeln und dichten Wäldern. Zum Zeitpunkt des Angriffs war Don Blas seiner Eskorte vorausgeritten. Er wurde zum letzten Mal gesehen, als er sein Pferd angetrieben hatte, um der zuschnappenden Falle der Rebellen zu entkommen. Die Eskorte wurde von den wütenden Angreifern zurückgetrieben und konnte sechs Stunden lang nicht mehr in das Tal vordringen, wo der Überfall stattgefunden hatte, und zu der Zeit waren sowohl Don Blas als auch die Rebellen längst verschwunden.

»Die Rebellen müssen ihn gefangen genommen haben«, bemerkte Sharpe.

»Wenn du der Rebellenkommandeur wärst«, warf Louisa eisig ein, »und es wäre dir gelungen, einen spanischen Generalkapitän gefangen zu nehmen oder zu töten, hättest du diesen Sieg dann verschwiegen?«

»Nein«, gab Sharpe zu, denn solch ein Erfolg hätte jedem Rebellen in Südamerika neuen Mut gegeben und die spanischen Gegner demoralisiert. Er runzelte die Stirn. »Don Blas hatte doch sicher Adjutanten dabei, oder?«

»Drei.«

»Und doch ist er allein geritten? In Rebellengebiet?« Sharpes Soldateninstinkte waren zwar ein wenig eingerostet. Dennoch zuckte er bei diesem Gedanken unwillkürlich